

Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 16.

Posen, den 7. August

1927

Das Richten ist wohl das schwierigste Amt
Von allen Aemtern auf Erden;
Was heute geschmäht wird, verhöhnt, verdammt,
Kann morgen vergöttert werden.
Drum: geht man zu Leibe dir noch so hart,
Sib' deine Sach' nicht verloren!
Oft hat die vernichtende Gegenwart
Den Beifall der Zukunft geboren.

Oslo Promber.

Die Dame von einst auf Reisen.

Wenn die Dame von heute im eigenen Auto Touren unternimmt, wenn sie in einem Schlafwagen des Lujuszuges weite Strecken durchfährt oder — noch moderner — das Flugzeug bestiegt, so wird sie, falls sie nicht kleine sentimentale Anwendungen hat und von der guten alten Zeit träumt, kaum die Reise im Wagen zurücksehnen. Allzu bekannt sind die Hindernisse dieser Fahrten, das Umwerfen, Steckenbleiben auf grundlosen Wegen, die Verspätungen und was dergleichen mehr war. Aber auch die Reisen im Wagen waren zu einer früheren Zeit ein großer Luxus, der nur wenigen vorbehalten blieb. — Im allgemeinen reisten die Frauen vergangener Zeiten überhaupt nicht viel, doch hört man namentlich bei vornehmen Frauen von Reisen zu Familienfesten oder in Badeorte; in Deutschland genossen namentlich Baden bei Wien und Baden in der Schweiz auch als Vergnügungsorten einen großen Ruf. Im allgemeinen legten die Frauen der Vergangenheit ihre Reisen zu Pferde zurück, und noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts war es in Schweden allgemein üblich, daß selbst hochgestellte Personen, die über Land oder zu Hofe reisten, ihre Frauen zu sich aufs Pferd nahmen. Ritten die Frauen allein, so saßen sie auf einem übergelegten Bank- oder Brettstuhle, ein unbequemer und unsicherer Sitz. Krante und ältere Personen benutzten Sänften, wie sie in primitiver Form noch aus altgriechischen Zeiten stammten. Tragebetten mit Stoffen überspannt, zwischen zwei Stangen hängend, an die für größere Reisen Maultiere oder Pferde gespannt wurden oder die durch Träger fortbewegt wurden. Die Wagen dagegen waren Jahrhunderte hindurch ein Privileg der Fürsten und ihres Hofes. Ende des 13. Jahrhunderts beorderte König Ludwig der Schöne von Frankreich, daß sich nur die Damen des Hofes eines Wagens bedienen durften, und dem Abel der Mark Brandenburg wurde zwei Jahrhunderte später ausdrücklich der Gebrauch von Kutschen verboten. In Spanien waren nur denjenigen Frauen Wagen gestattet, die in der Lage waren, vier Pferde vorspannen zu lassen. Dieses als besonderer Luxus angesehenes Vehikel bestand ursprünglich nur aus einem langen, offenen Kasten, der bisher zwanzig Personen fassen konnte, auf vier gleich großen Mähern ruhte und mit Stoffen wie ein Planwagen überspannt war. An den Seiten befanden sich fensterartige Oeffnungen, die besonders verhängt werden konnten. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts wandelten sie sich langsam in viereckige, schwerfällige Reisekutschen mit feilischen Rädern, die schließlich noch Fensterstüben aus Glas erhielten. Ueber die luxuriöse Ausstattung wird viel berichtet. Man hört von deutschen Fürstinnen des 15. Jahrhunderts, die in vergolbten, von 6 und 8 Pferden gezogenen, mit kostbaren Stoffen überspannten und ausgeschlagenen Wagen reisten, dem oft 6—10 Wagen mit Hofdamen folgten.

So fuhr die Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg 1509 zu einem großen Turnier nach Muppin in „goldenem“ Wagen, die Herzogin von Mecklenburg folgte ihr in einer mit Samt ausgeschlagenen Kutsche, während die Hofdamen sich mit Tuch für die Ausstaffierung ihrer Gefährte begnügen mußten. In Paris gab es um die Mitte desselben Jahrhunderts nur zwei Kutschen, von denen die eine einem sehr umfangreichen Würdenträger, die andere der berühmten Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrichs II., gehörte, und noch 1611 war es eine Besonderheit, daß die Gattin des Kaisers Matthias zu ihrer Vermählung in einer mit „wohlriechendem Leder“ ausgeschlagenen Kutsche fuhr. — Für körperliche Bewegung begeisterte Sportsdamen, wie sie bereits unter den unternehmenden Damen der italienischen Renaissance zu finden sind, zogen natürlich Ritte jeder anderen Beförderungsmittel dienenden Erfindungen gefielen. So berichtete ein Augenzeuge nicht ohne Spott über die Art, wie Lucrezia Borgia zu ihrer Hochzeit mit dem Erbprinzen von Ferrara reiste (1501). Damit

die Braut ausruhen konnte, wenn sie vom Reiten ermüdet wäre, war für sie ein Gemach aus Holz angefertigt worden, das mit Gold und kostbaren Stoffen ausgestattet war und das von 200 Personen getragen wurde! In dieser Riesensänfte konnte sie bequem mit Personen ihres Gefolges umhergehen. Auch auf anderen Reisen wurde besonders für sie gesorgt. So begleitete ihren Reisezug ein anderes Mal ein Maultier, das einen Armstessel mit Kuschelhemel und Rückenlehne auf dem Sattel trug, und ein zweites, das mit einem Tragebett, von einem Baldachin überspannt, mit Samtmatratze und seidnen Kissen beladen war. Die erlauchten Zeitgenossen erinnerte diese unbekannte Pracht an den Orient, und so mochten solche Aufzüge nicht wenig dazu beitragen, Gerüchte, die blonde Schöne sei eigentlich eine Maurin oder spanische Jüdin, aufrechtzuerhalten.

Um 1570 reiste eine andere, nicht minder berühmte Modedame Margot von Frankreich nach Bittich, um die Wasser der Spa zu gebrauchen. Ihre Sänfte hatte bereits Glasfenster, die mit ihrem Wappen bemalt waren, und war ganz mit „inkarnatfarbigem“ Samt ausgeschlagen, eine gewagte Zusammenstellung zu der tödlichen Lodenperücke, mit der die größte Mondäne ihrer Zeit ihr schwarzes Haar zu bedecken pflegte. — Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde der Reisewagen allgemein, die Reise aber dadurch keineswegs bequemer. In ihrer lebendigen Art schildert später die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth ihre Reisen. Von Berlin bis Hof brauchte sie im Januar 1732 etwa 10 Tage, gleich in der Mark bei Klosterzinna fiel der Wagen um, wobei schwere Koffer und zwei geladene Pistolen, ohne Schaden anzurichten, auf die Prinzessin stürzten, die ihrerzeit diesen Unfall mit viel Humor beschreibt. Aber das Lachen verging ihr, als sie in Thüringen ankam und zum ersten Male Berge und „fürchterliche Abgründe“ sah. Aus Furcht vor letzteren stieg sie bei den immer schlechter werdenden Wegen aus und ging zu Fuß durch den Schnee. Auch nach einem anderen Besuch in Berlin hatte der Kutscher „die Güte, uns eine Chaussee hinabzuwerfen. Der Wagen überschlug sich, und ich fiel auf den Deckel des Kutschkastens, erschlug mir das Gesicht und bekam Beulen am Kopf“. Ein anderes Mal schildert sie die „schmutzigen elenden Wirtschaften, in die sie einzufahren gezwungen war, oder eine nächtliche Fahrt durch einen berufenen Wald, wo zum Ueberflus auch noch die beiden Hadeln erloschen, die sie begleiteten. Wenn solche Ereignisse schon bei fürstlichen Reisen üblich waren, bei denen man doch angenehmer hätte verfahren können, so kann man sich leicht ein Bild von den unheimlichen Leiden einer Reise in den Postkutschen machen, wie sie um jene Zeit aufkamen, und den Frauen der breiteren Schichten, die keinen eigenen Wagen besaßen, die einzige Reismöglichkeit boten.

Planc von Genskow.

Der Geburtstag.*)

Und dann war der Geburtstag da. Es war vor dem Frühstück. Da erwachte Trudel die Mutter und zog sie in eine dunkle Ecke. Sie reckte sich auf die Fußspitzen: „Ich muß dir was ins Ohr sagen, aber du darfst es den andern nicht verraten, daß ich's gesagt habe.“

Die Mutter versprach es und neigte sich hinab. Das Kind schlang die Arme um ihren Hals und sein Atem traf warm ihr Ohr, als es hineinhauchte: „Du kriegst von mir zum Geburtstag ein Bildchen und noch etwas. Gud her.“ Sie zog aus dem Schürzentäschchen ein herausgerissenes Heftblatt, auf dem ein prächtiger Christbaum zu sehen war, bunt angemalt und mit gelben Flammen auf den Kerzen. Es hatte ihr das Herz abgedrückt, sie konnte das Glück über das herrliche Geschenk nicht allein tragen, erst an der Brust der Mutter gewann sie wieder ihr Gleichgewicht.

„Gefällt es dir?“ fragte sie begierig.

„Es gefällt mir furchtbar gut, und ich freue mich ganz schrecklich, daß du mir so etwas Schönes gemacht hast; aber nun tu es weg, und ich will es wieder ganz vergessen, dann habe ich so eine schöne Ueberraschung, wenn es auf meinem Tisch liegt.“

„Gelt, das ist dann grad, wie wenn du geträumt hättest?“

Die Mutter nickte und küßte ihr Kind. Ach, wenn doch me diez Herz ihr etwas verhehlen könnte, auch später nicht. Wenn doch das Bedürfnis bliebe, nahe am Herzen der Mutter zu leben im Licht gegenseitiger Liebe.

* Entnommen aus dem in Kürze erscheinenden Buche „Als Mutter ein Kind war“ von Helene Christaller (Verlag Friedrich Reinhardt in Basel). Das Buch gibt einen prächtigen Einblick in die Familie Christaller und möchte wie Agnes Coppers „Familie Pfäffling“ in recht vielen deutschen Familien verloren werden.

Wie kommt das Unglück in die Ehe.

Raum in einem anderen menschlichen Verhältnis stehen sich Erwartung und Erfüllung so gegensätzlich gegenüber, wie in der Ehe. Von den guten, ruhigen und glücklichen Ehen, die es in Menge gibt, soll hier nicht gesprochen werden, sondern von den ungezählten anderen, die entweder von dem Scheidungsgericht getrennt werden oder als eine Hölle auf Erden weiter bestehen, niemandem zur Freude, wohl aber zum Verderb der beiden Seelen, die in diesen Netzen eingesperrt sind. Und doch ist in den weitaus meisten Fällen anzunehmen, daß sie in nicht geringerer Freude, Zubericht und Hoffnung geschlossen wurden als die glücklich verlaufenden anderen. Gerade bei der Eheschließung kann man als fast allgemeingültig annehmen, daß auf beiden Seiten der beste Wille zum Zusammenhalten, zur Kameradschaft gegeben ist. Mann wie Frau sind überzeugt, daß sie unter dem gegenseitigen Einfluß ihre schlechten Seiten abzulegen vermögen, und sehen die Zukunft in rosigem Licht. Wie kann es kommen, daß trotz dem guten Willen so oft das Ende so traurig ist?

Jeder, der heiratet, Mann wie Frau, muß sich klar machen, daß die Eheschließung eine gewisse Aufgabe der persönlichen Freiheit bedeutet. Ehemann wie Ehefrau können nicht mehr ganz nach ihrem Belieben tun und lassen was sie wollen. Sie müssen bei allen Entschlüssen und Schritten Rücksicht auf einen zweiten Menschen nehmen. Aus Rücksichtslosigkeit in diesem Punkte ergibt sich sehr oft der völlige Zerfall der Ehe, was ja selbstverständlich ist, da sie ihrer Natur nach eine Zweifalt darstellt. Nicht nur gibt die Ehe jedem der beiden Beteiligten Halt, sie legt ihm durch diesen Halt naturgemäß auch eine gewisse Fessel an. Eine Ehe sollte also nur der schließen, der der Meinung ist, daß „Einzeltat stark macht“, selbst wenn sie in gewissen Punkten das Handeln des Einzelnen natürlich behindert. — Wer als „Einzeltäter“ auf die Welt gekommen ist, sollte die Folgerung daraus ziehen und auf die Annehmlichkeiten der Ehe verzichten, da er ihre weniger angenehmen Seiten nicht in Kauf nehmen will. Das gilt für die Frau nicht weniger als für den Mann. Dieses gegenseitige „Auf den Willen des anderen Rücksicht nehmen“ ist sehr leicht, so lange zwischen den Ehegatten ein starkes Gefühl, Freundschaft, Liebe oder Kameradschaft herrscht. Wo Gleichgültigkeit vorwaltet, ist das Rücksichtnehmen viel schwieriger. — Hier liegt eine der ersten Klippen des Eheglücks.

Eine andere liegt in der Herrschaft des Mannes, der unbedingte in allen Punkten entscheiden will, dem sein eigenes Wort das Evangelium ist, dem sich die Frau zu unterwerfen hat. Bei solchen — heute ganz unzeitgemäßen — Tyrannennaturen hat die Frau einen sehr schweren Stand. Wenn sie an seiner Seite steht, muß sie sehr viel von ihrem eigenen Wesen drangehen. Als eine reslos glückliche Ehe wird man diese Ehen selten bezeichnen können. Ich erinnere mich eines Falles einer sehr kinderreichen Familie — die zarte Frau hatte ihrem Manne achtzehn Kinder geboren — der Mann war außerhalb des Hauses der entzückendste Gesellschafter, den man sich denken konnte —, manche Frau verliebte sich in ihn —, zu Hause aber sah die Gefährtin seines Lebens; niemals ging er mit ihr aus, streng war seine Meinung, wenn er zu Hause umherging. — die Frau hatte die Kinder, hatte den Haushalt, hatte die Fürsorge für das leibliche Wohl des Mannes, — was wollte sie mehr? Charakteristisch war nur, daß eine der Töchter als Aktivistin einmal gefragt von einem Bekannten: „Was willst du denn werden?“ antwortete: „Ich will ein Papa werden, — aber nur ja keine Mama!“ Charakteristisch ist ferner, daß keines der achtzehn Kinder aus dieser Ehe, weder Söhne noch Töchter, heiratete, obwohl alles gesunde und nette Menschen waren. Der Schaden vor der Ehe der Eltern war ihnen zu tief in das Herz eingedrungen. —

Der Gegenfall sind die Frauen, die sehr stark zum „Bemuttern“ neigen. Sie sehen es am liebsten, wenn der Mann ihnen jeden Groschen seines Verdienstes ausliefert, sie kontrollieren jeden Schritt, den er tut, sie machen seine Briefe auf und wollen in keiner Weise irgend ein Recht ihres Mannes auf seine Eigenpersönlichkeit anerkennen. (Zur Altertum nannte man diese Frauen Kantippe.)

Eine der stärksten Gefahren für eine friedliche Abwicklung des Ehelebens ist das Geld. Was soll ein Mann machen, der an eine verschwendungssüchtige Frau geraten ist, was eine Frau, deren Mann nicht rechnen kann? Auch in solchen Fällen erscheint ein Festhalten der Ehe kaum möglich, denn es gibt begrifflicherweise über diesen Punkt unauflösbare Färsereien. Selbst bei gutem Willen ist hier eine unglückliche Naturanlage nur schwer zu überwinden. Ein Brautpaar, das die Absicht hat, zu heiraten, sollte sich auch über diese Frage sehr ernsthaft aussprechen.

Es ist natürlich ein Übel, wenn der eine Teil überflüssige Ausgaben macht, während die nötigsten Bedürfnisse nicht bestritten werden können. Man halte einmal Umschau in den Ehen und wird finden, wie häufig gerade hier der erste Grund aller Zwistigkeiten liegt.

Daß auch minder schwerwiegende Naturanlagen des einen Teils dem anderen Teil das Leben schwer und unmöglich machen können, ist unstrittig; auch kleinstufiges Geschick kann Schaden anrichten. Deshalb sei es nochmals gesagt: Wer eine Ehe schließt, sollte es nur nach reiflicher Überlegung tun und in der Erkenntnis, daß dieser Schritt schwere Verantwortung in sich schließt. Das hübsche Neßere eines Menschen darf einen nicht zu dem Irrtum verleiten, daß eine Wanderung durch lange, lange Jahre mit diesem Menschen erträglich sei. Es kommt nicht so sehr auf das hübsche Gesicht an als auf die zuverlässigen Eigenschaften in den Hauptpunkten, und vor allem darauf, daß die eigenen Anlagen damit übereinstimmen. Ein gutes Gespänn bedingt Gleichheit des Materials!

Wie Frixi Massary entdeckt wurde.

Der heute in weitesten Kreisen bekannte Theateragent **Held** erzählt von der Entdeckung **Frixi Massarys** durch ihn folgende dröhlige Geschichte:

Held war von der inzwischen eingegangenen Theateragentur **Ledner** als junger Mitarbeiter engagiert worden und reiste als solcher im Lande umher, um junge Talente zu entdecken. Auf einer Reise nach Wien sah er in einem Wiener Vorstadtheater eine blutjunge Soubrette, die ihm wegen ihrer Begabung sofort auffiel. Da er für ein Hamburger Operetten-Theater gerade nach einer Soubrette suchte, empfahl er dem Hamburger Operetten-Direktor diese junge Soubrette, die auch für ein Gastspiel nach Hamburg engagiert wurde. Das Probeauftreten der jungen Künstlerin war eine Katastrophe. Ein solcher Durchfall, wie ihn diese von **Held** empfohlene Soubrette erlebte, war kaum dagewesen. **Ledner** schnauzte seinen jungen Gehilfen an, daß es nur so eine Art hatte, und **Held** sah sich seiner Stellung bereits ledig.

Nach einiger Zeit kam der Direktor des Berliner Metropol-Theaters zu dem Agenten und erklärte ihm, er brauche für die neue Operette dringend eine Soubrette, und **Ledner** müsse sie ihm verschaffen. **Ledner** rief **Held** zu sich und sagte zu ihm: „Hier können Sie einmal Ihre Tüchtigkeit beweisen. Der Herr Direktor braucht sofort eine Soubrette, wissen Sie eine?“ — „Ja“, sagte er, „sie sitzt in Wien.“ — „Wollen Sie schon wieder Ihre Wiener Soubrette empfehlen — haben Sie von dem Hamburger Durchfall noch nicht genug? Lassen Sie mich mit dieser Soubrette zufrieden — schaffen Sie eine andere.“ Damit war die Unterhaltung über die junge Wienerin erledigt. **Held** hatte aber gehört, daß der Direktor des Metropol-Theaters die Absicht hatte, am gleichen Tage nach Wien zu fahren. **Held** kaufte sich ebenfalls ein Billett und fuhr auch nach Wien. Den nächsten Tag traf er den Direktor und erklärte ihm, er hätte für ihn zwei Karten in dem und dem Vorstadtheater gekauft, er möchte ihm doch den Gesallen tun und dort hingehen. Der Direktor tat **Held** den Gesallen. **Held** sah die ganze Zeit da und beobachtete den Direktor während des Auftritts seines Protegés. In der Pause nach dem ersten Akt fragte der Direktor **Held**: „Sagen Sie, **Held**, war ist die kleine Soubrette?“ **Held** jagte: „Ich habe keinen Theaterzettel bei mir, aber ich kann mich erkundigen, wie sie heißt.“ Die Pause war vorüber — **Held** beobachtete den Direktor weiter. In der Pause nach dem zweiten Akt erklärte der Direktor **Held**: „Sprechen Sie mit dieser Soubrette, wir wollen sie für Berlin probieren.“ Wer war froher als **Held**!

Als sein Chef **Ledner** hörte, daß die Wienerin doch wieder für das Metropol-Theater engagiert wurde, geriet er in einen Zustand der Raserei. Begreiflich — denn jeder, der sich an die Premieren des Metropol-Theaters vor dem Kriegsausbruch erinnern kann, weiß, daß eine Premiere dort ein gesellschaftliches Ereignis für Berlin bedeutete. — Der Abend der Premiere kam heran — **Ledner** saß in der ersten Reihe, der Direktor in der Lage und **Held** im Mittelparquet. Die Nervosität der drei ist nicht zu beschreiben. **Ledner** zerbrach, was ihm in die Finger kam, der Direktor saß auf seinem Platz und rührte sich nicht, und **Held** war nicht weniger nervös, da von dem Erfolg seines Schützlings seine Stellung abhing.

Das Auftreten der jungen Soubrette gestaltete sich zu einem Sensationserfolg. Als die Premiere vorüber war, trat **Ledner** auf **Held**, der bisher ein Monatsgehalt von 200 Mark bezog, zu und sagte: „Von heute an 700.“

Das war der Erfolg des ersten Auftretens der Wiener Soubrette **Frixi Massary**.

12 Millionen erwerbstätige Frauen.

Wir haben es im Kriege erlebt und uns daran gewöhnt, daß die Frauen die Stellungen einnahmen, die bisher von den Männern besetzt gehalten wurden. Als der Krieg zu Ende war, vertrieben die Frauen zu einem großen Teile wieder aus dem Berufsleben, aber diese Erscheinung war nur eine scheinbare, denn nicht aus dem Berufsleben als solchem schieden die Frauen aus, sondern nur aus bestimmten Berufen, um in andere Berufe hinüberzuwechseln.

Deutschland hat auf Grund der neuesten statistischen Aufstellungen ca. 12 Millionen erwerbstätige Frauen, d. h. daß 43,6 Prozent aller Frauen Deutschlands und fast 20 Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung im Berufsleben stehen, mit anderen Worten, in Deutschland ist jede dritte Frau berufstätig. Die Gesamtbevölkerung Deutschlands beträgt heute ungefähr 62½ Millionen Menschen, von denen 32 Millionen erwerbstätig sind, 4 Millionen sind ohne Beruf und ca. 26½ Millionen Familienmitglieder. Von den Frauen sind ca. 12 Millionen erwerbstätig, 2 Millionen selbstständig ohne Beruf, 18½ Millionen Familienmitglieder, von denen fast 9 Millionen Ehefrauen sind. Seit dem Jahre 1907 hat sich die Zahl der erwerbstätigen Frauen um rund 3 Millionen erhöht, d. h. daß in zwanzig Jahren die Zahl der berufstätigen Frauen um nahezu 40 Prozent gewachsen ist, während in dem gleichen Zeitraum die Zahl der berufstätigen Männer um 20 Prozent gestiegen ist.

Rechnet man das erwerbsfähige Alter von 15 bis zu 65 Jahren, so ist die erwerbstätige Frau im Zeitraum von 20 Jahren um rund 9 Millionen gestiegen. Von dieser Zahl entfallen auf die Männer ca. 3,7 Millionen, auf die Frauen 5,3 Millionen.

In diesen Zahlen drücken sich die Folgen des Krieges mit aller Deutlichkeit aus, da der Rückgang der männlichen Er-

Die praktische Hausfrau.

werbstätigkeit zum großen Teil auf die Kriegsverluste zurückzuführen ist, unter denen die Frauen ja nicht zu leiden hatten. Wenn man auch zugeben muß, daß in allen Ländern der Zustrom von Frauen zu den Berufen infolge des Krieges bedeutend gewachsen ist, so hat für Deutschland dieser Zuwachs für Wirtschaft, Gesellschaft und Familie eine ganz besondere Bedeutung.

Man muß bedenken, daß von 100 erwerbstätigen Frauen beschäftigt sind als mitarbeitende 36, Arbeiterinnen 30,5, Angestellte 12,5, Hausangestellte 11,4 und selbständige 9,6 Prozent. Bedenkt man, daß die Zahl der Angestellten und Beamten rund 5,3 Millionen beträgt, von denen ungefähr 1,5 Millionen Frauen sind, so erkennt man schon hier den bedeutenden Einfluß der Frau auf das öffentliche Leben. In kaufmännischen Berufen stellt die Frau heute rund ein Drittel des Personals. Vergleicht man dagegen die Zahlen aus dem Jahre 1907, so sieht man, daß der Anteil der Frau an der Industriearbeit von 16,9 auf 34,5 Prozent, im Handel und Verkehr auf 38,3 Prozent gestiegen ist. 11 Millionen Männer stehen als Arbeiter $3\frac{1}{2}$ Millionen Frauen gegenüber, was einen Prozentfuß von 25 Prozent bedeutet.

Wenn man nach absoluten Zahlen rechnet, so wäre im Handel die Frau mit 1,2 Millionen am stärksten beschäftigt, da dieser Berufszweig, wie wir es in der Landwirtschaft ähnlich erleben, infolge der Mitarbeitermöglichkeit der Frau dieser das größte Betätigungsfeld eröffnet. Im Gastwirts-gewerbe beträgt die Beschäftigung der Frau 61 Prozent aller in diesem Beruf Tätigen, in der Textilindustrie 57 Prozent und im Bekleidungs-gewerbe 52 Prozent.

Aus diesen Zahlen erkennen wir, wie groß der Anteil der Frau an dem Wirtschaftsleben und damit am gesellschaftlichen Leben Deutschlands geworden ist, und daß die Frau in Zukunft einen beachtlichen Faktor im Wirtschafts- und politischen Leben darstellen wird.

Heirat nicht ausgeschlossen . . .

Von Gübe Stein.

„Junger Mann im Löwen geboren, frucht
Gefährtin mit guten Mondsbekken,
Angeb. unter „Horoskop 2345“

Seit kurzem finden wir in den kleinen Anzeigen der Zeitungen solche und ähnliche Annoncen. Wie immer nach großen Kriegen ist der Nihilismus in die Welt eingebrochen und hat den merkwürdigsten Aberglauben hervorgerufen. Einen Aberglauben, der sich auch auf Liebe und Ehe erstreckt und sein Dasein sogar in den verhältnismäßig realen und kaufmännischen Heiratsannoncen beweist.

Insereate, Auftrufe und Benachrichtigungen finden sich schon in der ältesten vorchristlichen Zeit. Die Sockel der antiken Götterstatuen, die Mauern der Häuser von Pompeji und Herculaneum — von Amidos und Theben waren voll von Annoncen. Besonders pflegten Damen, die den Männern wohlwollend gegenüber standen, ihre Reize und Vorzüge öffentlich anzupreisen.

Dann kam eine lange, lange Zeit, in der die Frau nicht mehr in dieser oder auch anderer Form in die Öffentlichkeit treten durfte. Erst Ende des achtzehnten — Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fielen wieder den Namen von Frauen in den Zeitungen. Zu Anfang waren es Auftrufe von Gattinnen, die so über ihre im Kriege verschollenen Männer um Auskünfte und Nachrichten baten — und dann kamen langsam — langsam auch die Heiratsannoncen in die Blätter. In Deutschland hat sich dieses Inserat nur sehr schwer durchgesetzt. Noch Anfang des vorigen Jahrhunderts weigerten sich die Zeitungen, die etwas auf ihr Renommée gaben, derartige Anzeigen zu bringen. Und die Frauen haben sich auch erst sehr viel später als das starke Geschlecht dazu entschlossen, diesen „nicht mehr ungewöhnlichen Weg“ zu beschreiten.

In England war es gerade umgekehrt. 1797 erschien im „Observer“ die erste Heiratsannonce und die war von einer Frau! Es war wohl überhaupt die erste Anzeige dieser Art, die es gab. Sie erregte denn auch ein so großes Aufsehen, daß die Zeitung wochenlang in doppelter Auflage erscheinen mußte, um all die Zuschriften bewältigen zu können. Wie man hörte, hat denn auch die heiratslustige Miß eine sehr gute Partie gemacht, die auch noch dazu glücklich aus-gelassen ist.

Vor ungefähr acht Jahren hat es die erste Mohammedanerin versucht, sich ihr Eheleben auf eigene Faust zu gestalten. Auch dieses Inserat wirkte ungeheuren Staub auf. War es doch in ihrem Glaubenslande ein Skandal, daß sich eine Frau detart der Deffentlichkeit preisgab! Die Zeitungen konnten sich gar nicht genug tun an Empörung — bis nach einem halben Jahre ein Artikelchen erschien, in dem die angegriffene Dame erklärte, tatsächlich auf diesem Wege ihr Glück gemacht zu haben.

In Deutschland hat man sich in den letzten zwanzig Jahren wohl völlig mit dieser Form des Glücksuchens abgefunden. „Angebot“ und „Nachfrage“ sind gleich stark vertreten. Und immer wird das Resultat ein Lotteriespiel sein. Wer weiß denn, ob die „seelenvolle Zweizimmerwohnung“ (so las ich tatsächlich vor ein paar Tagen!) nicht nur aus Kammer und Küche besteht und die Besitzerin ihre Seele in viel Speck verpackt hat — wer weiß, ob bei der „schönen aber mittellosen Waise“ nicht noch irgend etwas anderes dahinter steckt — ob nicht die „Dame mit den Dollars“ bloß einen aus der Inflationszeit übrig hat? Wer weiß — wer weiß . . .!

Und doch ist statistisch nachgewiesen, daß 90 v. H. dieser Deutschen einander tatsächlich heiraten. Leider jedoch fehlt uns die Aufstellung, wie dann die Ehen ausgefallen sind. Aber schließlich werden ja von nun an, wenn man sich nach seinem Horoskop den Partner sucht, die Heiraten immer voller Glück und Frieden sein. Denn wenn selbst die Sterne in die Berechnungen der Menschen einbezogen werden, dann muß es ja gut enden! —

Fettflecke in braunen Schuhen beseitigt man durch einen Brei aus Benzol und Magnesia. Dieser Brei bleibt bis zur Erhärtung auf den Flecken liegen und wird so oft wiederholt, bis der Fleck verschwunden ist. Unansehnlich gewordene braune Schuhe färbt man wie neu auf, wenn man sie mit der Lederfarbe „Wilbra“ (Drogenhandlung) behandelt. Man bekommt die Farbe, die wasserbeständig ist und nicht abfärbt, in den verschiedensten Tönen.

Beseitigung alter Lackstriche. Alte Lackstriche beseitigt man durch eine Mischung von 5 Teilen 36prozentigem kiesel-sauren Alkali (Wasserglas), 1 Teil 40prozentiger Natronlauge und 1 Teil Salmiak-gelb. Man bestreicht die Gegenstände damit und wäscht nach einer Stunde ab.

Ofenglanz. Eine Mischung von 3 Teilen einer gesättigten Tanninlösung in Wasser und ebenso einer von 2 Teilen Eisenbitriol werden 1 Teil gutes Oelschwarz, 1 Teil Kernruß und 5 Teile Graphit hinzugegeben und das Ganze zu einem weichen Teig zusammengerührt. Die Anwendung geschieht wie bei dem gewöhnlichen Ofenschwärzen.

Ein wohlriechendes Mottennittel ist getrockneter Steinklee. In Gazebeutel genäht, wird er zwischen Kleider gehängt und in den Sprungfedern an Sofas und Chaiselongues gelegt. Der zarte Geruch wird niemand belästigen, die Motten meiden ihn aber.

Emaillierte Eimer oder Töpfe, die undicht geworden sind, lassen sich meist wieder reparieren. Es gibt dazu einen besonderen Kitt, den man in die Ritzen streicht und trocknen läßt, bevor man den Gegenstand wieder in Gebrauch nimmt. Ist der Boden eines Topfes durchgebrannt oder der eines Eimers, einer Gießkanne usw. durchgerostet, so lohnt es sich, einen Ersatz durch den Klempner anfertigen zu lassen.

Schwarz gewordene Silber-sachen, die sehr lange gelegen haben, reinigt man zunächst in einer schwachen Lösung von Salpetersäure (1 : 20), spült gut ab, wäscht das Silber mit warmem Wasser und Kernseife, trocknet es und behandelt es dann mit der üblichen Ruß-pomade oder rosa Silberseife.

Beim Fortlegen von Silberzeug, das selten benutzt wird, wickle man jedes Stück einzeln in weiches Seidenpapier und schlage dann einen Flanellappen darum.

Stahlklingen der Messer und Stahlgabeln reibe man vor längerem Aufbewahren mit Linolenöl ab und lege sie dann in Oelpapier; dann rosten sie niemals.

Klemmende Schubladen reibe man an den unteren Holzschienen und oberen Seitenwänden mit Seife ein und reibe sie später — wenn der Grund in durch Feuchtigkeit verzogenem Holz zu suchen ist — mit Sandpapier ab.

Für die Küche.

Rhabarber-saft resp. Rhabarber-sirup. Die Stengel der Rhabarberblätter werden mit wenig Wasser gedämpft, dann ausgepresst. — 35 Gewichtsteile des Mostsaftes werden mit 65 Gewichtsteilen Zucker durch einmaliges tüchtiges Auskochen zu Rhabarber-sirup zubereitet.

Gebrannte Mandeln. Mandeln und Zucker zu gleichen Teilen. Die Mandeln werden gebrüht und abgezogen, der Zucker wird mit etwas Orangenblütenwasser und Vanille bis zum Sieden gekocht. Man gibt die Mandeln (es können auch Kürbiskerne sein) hinein, läßt sie 5 Minuten kochen und gibt sie auf einen Porzellanteller. Man muß sie bis zum Erstarren rühren und dann auseinanderbrechen.

Kalbsbrust mit Paprika. 6 Personen. 3 Stunden. 2 Milch-schöne Kalbsbrust werden von Knochen und Knorpeln befreit, gewaschen und mit Bindfaden zu schöner Form gebunden. In 60 Gramm kochender Butter, in der man etwas zerschnittenes Wurzel-werk und eine Scheibig geschnittene Zwiebel andünsten ließ, läßt man die Kalbsbrust auf allen Seiten anbraten, füllt zwei Ober-tassen Fleischbrühe, die aus zwei Maag's Fleischbrühwürfeln bereitet wurde, darüber und schmort das Fleisch unter öfterem Um-wenden und Begießen weich. Die Soße wird, nachdem das Fleisch herausgenommen ist, mit einer hellen Mehleinbrenne sämig gekocht, noch 2 bis 3 Eßlöffel saure Sahne dazu gegeben, kräftig mit Paprika abgeschmeckt und mit zehn Tropfen Maag's Würze vollendet.

Eine wohl-schmeckende Tunke zu Salat. $\frac{1}{4}$ Pfund Quark wird mit einem Eßlöffel Öl und dem nötigen Salz fein gerieben, dann wird — je nachdem der Quark beschaffen ist — entweder die gleiche Menge Eiweiß, im anderen Falle Sauermilch hinzugefügt, so daß eine sahnige Tunke entsteht, der nach Geschmack etwas Zucker hinzugefügt werden kann.

Kalter Paprikasüß. Ein schöner Karpfen wird gereinigt, geteilt und in nette Stücke zerlegt. $1\frac{1}{2}$ Liter Milch werden mit sechs großen Zwiebeln, die fein geschnitten sind, gekocht, mit dem nötigen Salz und etwas Paprika gewürzt und in diesem Sud die Fischstücke gar gedämpft. Sind sie weich, richtet man sie auf einer langen Schüssel an und übergießt sie mit der noch längere Zeit gekochten und durchpassierten Milch. Der Fisch wird sehr kalt serviert.

Käsekrapfen. Von gutem, geriebenem Käse, halb so viel Mehl als Käse, Eier so viel als nötig, um den Teig auf einem Backblech ausrollen zu können, etwas Salz, ein wenig Muskatblüte wird der Teig hergestellt und zu Halbmonden oder Krapfen geformt.

Freund der Kinderwelt.

Serien.

Von Johanna Weiskirch.

Wo gibt's noch ein Wort, das zum Ohre dir dringt,
 O Jugend, in sommernden Tagen,
 So go'bbell daß hell es im Herzen dir singt
 Vor Freude gar nimmer zu lagen.
 Wer dem sich die Ferne weit hin vor dir dehnt,
 Mit schimmernden, immernden Weiten,
 Dahin du so lange, so lang dich gefehnt,
 Mit Ruck und Taute zu schreiten.
 Nun sind sie gekommen, die Serien sind da,
 Nun wandre hinaus in die Ferne
 Und geh' mit Fallo und geh' mit Hurra
 Die Sonne und abend die Sterne;
 Und wette in Tairco und steig auf die Höhn
 Die sommerumtummelnden blauen,
 Und lauchze und juble: es ist doch so schön
 Die Welt, und wie noch macht das Schauen!
 Und lasse die jungen Herzen dir recht
 Von all ihrer Schönheit umwehen,
 Und werde ein kraußoll, gesundes Geschlecht
 Und lerne die Schöpfung verstehen;
 Denn was sie dir kündet in all ihrer Pracht,
 Sind Wunder auf Wegen und Siegen,
 Drum nütze die Serien, o Jugend, hab acht,
 Damit sie dir werden zum Segen.

Ein geschwänzter Eierdieb.

Naturwissenschaftliche Plauderei von Hans Viktor Brennde.

Wie possierlich sehen die zierlichen braunroten Eichhörnchen aus, wenn sie munter von Ast zu Ast springen, daß die Zweige wippen, oder pfeilschnell am Stamm in die Höhe klettern, in zwischen aber immer halt machen und mit blitzblanken Augen, halb ängstlich, halb neugierig nach dem Beobachter auspähen. Wenn man ihnen regelmäßig Futter streut, sind sie gar nicht scheu, sondern finden sich zu bestimmten Stunden auf ihrem Futterplätzchen ein und lassen den Menschen ganz nahe herankommen. In der Vogelwelt freilich erfreut sich das geschwänzte Tierchen weniger großer Beliebtheit, denn während es im Winter still zu frieden von Buchedern, Eichel, Nüssen und Minde lebt, gibt es mit dem Frühling seine streng vegetarische Lebensweise auf und sucht seine Nahrung in den Nestern der Vögel, wo es nicht nur die Eier austrinkt, sondern sogar junge Vögel frisst, wenn es sie bekommen kann. So ein Feinschmecker ist es. Ist das Eichhörnchen erst einmal auf den Geschmack gekommen, wird es immer frecher, aber bisweilen zieht es den Kürzeren, weil die empörten Vogeleltern es angreifen und mit Schnabelstichen so traktieren, daß es bisweilen froh ist, die Flucht ergreifen zu können. Meist lauert es daher in der Nähe des Nestes, bis die Besitzer sich entfernen. Erst wenn keine Gefahr mehr ist, springt es mit einem klühen Satz an das Nest heran und trinkt die Eier aus oder erschneappt eins der jungen Vögeln und ruischt in Windeseile den Baumstamm herunter. Dann sucht es mit seiner Beute den Schlupfwinkel aus.

Bisweilen trifft es auf ein brütendes Vogelweibchen und denkt dann wohl, daß dieser Vogel selber seine Beute werden kann; wenigstens nähert es sich unverzagt und stößt dabei merkwürdige Töne aus, fast wie das Bellen eines ganz kleinen Hundes. Das Weibchen kümmert sich zunächst gar nicht um das Eichhörnchen, erst wenn der braune Räuber immer näher kommt, stößt es gelangweilt einen lauten Murrruf aus, worauf sein Ehegespons und Besitztümmer erscheint. Nun naht der interessante Augenblick des Zusammenstoßes, und es kommt vor, daß das Eichhörnchen plötzlich durch die Luft wirbelt, von einem heftigen Schnabelstich in die Seite getroffen, um dann als ein Klümpchen unglücklich auf dem Boden zu landen. Die Nachgiebigkeit des getränkten Vogels ist damit jedoch nicht erschöpft. Er überfällt das noch ganz verwirrt am Boden hockende Eichhörnchen aufs neue mit seinen Schnabelstichen, und dieses kann nichts besseres tun, als sich aufraffen und den nächsten Baum hinaufzusteigen. Doch der Zwischenfall ist nicht ohne Warm und Getreisch abgegangen, und es ist nicht selten, daß sich zehn, zwanzig Vögel ansammeln, um sich an der Hehjad auf den ebenfalls gehetzten wie gefährdeten Feind zu beteiligen. Wild flatternd, gellend freischend sind sie um ihn herum, sein Rückzug ist alles andere als gedeckt. Ueberall um sich steht er die drohend aufgesperrten Schnäbel, die wütend funkelnden Augen, die bedrohlich schlagenden Flügel, die raubgierig gekrümmten Klauen. In Anbetracht dessen, daß sein Raubzug diesmal ganz ergebnislos blieb, hat er ein schlimmes Regesfeuer anzufuchen — es ist doppelt bitter, wenn man für eine Sünde bestraft wird, an deren Begehung man gehindert wurde. Nur Schnelligkeit kann hier Rettung bringen: das Eichhörnchen nimmt alle Kräfte zusammen, wie ein Pfeil schnell es durch das grüne Gezweige, selber fast einem Vogel ähnlich im raschen Dahinschießen. Wunderbar sicher, nie das Ziel verfehlend, sind seine Sprünge. Unter ihm tanzt das Laubwerk, der göttige Schwanz ist ein zuverlässiges Steuer — die Gesetze der

Schwerkraft scheinen aufgehoben, wenn man das Eichhörnchen dahinfliegen sieht, auf und ab, nach rechts und nach links, um den „scheußlichen Verfolgern“ zu entgehen. Bis es schließlich das schützende Dächlein erreicht, in dem es zu hausen pflegt. Hier birgt es sich, hier hat es Ruhe. Seine Neuglein blinzeln noch hindurch — der Ansturm der Verfolger läßt nach, das Getreisch verstummt allmählich. Der kleine, tollkühne Räuber hat sich für diesmal gerettet. Aber in seinem Herzen ist das Verlangen nach leckerer Vogelbrut geblieben, und nicht lange wird es dauern, bis er einen neuen Raubzug antritt.

Was der Rebel kann.

Des Müllers Biese war mit ihrer Freundin, der Anna, böse geworden. Sie rebete kein Wort mehr mit ihr. Sie ging ihr beständig aus dem Wege. Sie holte sie auch nimmer zur Schule ab.

Seitdem hatte Anna gar nicht mehr recht ihre Gedanken beifammen. Sie vergaß sich ganz. Kost jeden Morgen war sie zu spät daran, heute ganz besonders. Noch zehn Minuten bis acht war es, und sie hatte den Kaffee immer noch nicht getrunken. Jetzt aber war höchste Zeit. Jetzt hieß es, sich tapfer tummeln. Mit drei Fügen hatte Anna die große Tasse geleert und war mit ihrer Schultasche am Arm auf der Straße.

Aber nein, war das heute einmal ein Rebel, daß Anna kaum zwei Schritte weit vor sich sehen konnte! Doch sie stürmte vorwärts; denn sie hatte ja große Eile. Da — auf einmal — hump! Was ist das? — Ein Zusammenstoß! Zwei Rasenspitzen berühren sich. Zwei kleine Leute umarmen sich. Wer sind sie? Anna und Biese. Sie lachen einander an. Sie reichen sich die Hände. Wer könnte auch da noch länger böse bleiben!

Aus Wiederkehres Fabel „Unter uns Kindern“.
(Mannheim, Benschheimer.)

Denkaufgabe.

Wir geben nachstehend ein Beispiel einer Denksport-Aufgabe von Dr. med. Alfred Meyer, dem Begründer der Denksportbewegung, die wir seinem Werke: „Die Technik des Denkens“, Deutsche Buch-Gesellschaft, Berlin SW. 11 (Prospecte gratis) entnehmen:

Aufgabe: Du bestellst zehn Minuten vor Abgang deines Zuges eine Tasse Kaffee. Der Kellner bringt dir den Kaffee. Du stellst fest, daß er zu heiß ist. Aus Erfahrung weißt du, daß du ihn auch noch nicht einmal würdest trinken können, wenn du die dir zur Verfügung stehende kalte Milch hineingießst.

Die Zeit drängt, in fünf Minuten mußt du den Kaffee trinken können. Du schenst dich, den Kaffee in die Untertasse zu gießen, trotzdem du weißt, daß er dann schnell abkühlt, und zwar deshalb, weil er einmal die kalte Untertasse erwärmt und dabei selbst um die dazu erforderliche Wärmemenge kühler wird. Zudem ist die Oberfläche, die mit der kühleren Luft direkt in Berührung kommt, wesentlich größer als die Oberfläche des in der engen Tasse befindlichen Kaffees.

Würde es, frage ich, einen Unterschied in der Zeit der Abkühlung bis zur Trinkbarkeit ergeben, wenn du erstens die Milch sofort nach Empfang des Kaffees in das heiße Getränk gießen und dann fünf Minuten warten, oder wenn du zweitens den heißen Kaffee zunächst fünf Minuten stehen lassen würdest, um erst dann die kühle Milch in den Kaffee zu gießen?

Lösung: Die Erfahrungen zeigen, daß jeder Körper seine Wärme zunächst in um so schnellerer Kurve abgibt, je heißer er ist. Diese Kurve wird um so flacher, je mehr sich der Wärmegrad des Körpers der Temperatur der Umgebung nähert. Dasselbe lehrt jedes erhitzte Matteeisen.

Jede Hausfrau weiß, daß soeben gedämpfte Kartoffeln schon nach wenigen Minuten soweit abgekühlt sind, daß sie gegessen werden können. Die Temperatur ist also etwa in fünf Minuten von 100 auf schätzungsweise 50 Grad gesunken. Sollen die Kartoffeln aber zu kaltem Salat für den Abendlich verarbeitet werden, so vergeben Stunden, bis sie kalt geworden sind, und die Hausfrau ist in großer Sorge, ob der Nachmittags ausreicht, um den Salat auf angenehme, kühle Temperatur sinken zu lassen.

Lasst man den Kaffee also einige Minuten stehen, so wird er gerade deshalb schnell abkühlen, weil er sehr heiß ist. Die Temperatur möge in fünf Minuten auf etwa 60 Grad gesunken sein. Steht man nun kühle Milch hinzu, so wird das Gemisch genießbar sein. Steht man aber in den fast kochenden Kaffee sofort die Milch, so wird die Temperatur vielleicht auf 90 Grad sinken. Die Abkühlung aber wird nun langsamer erfolgen, weil der Kaffee an sich schon etwas kühler ist und daher in fünf Minuten weniger stark abkühlt.

Umgekehrte Wörter. Welches ist das längste säussilbige deutsche Wort, das sich umkehren läßt und dasselbe Wort ergibt?
(*stammlos*)

Welches Wort ergibt bei seiner Umkehrung die Art seiner Bestimmung?

(*Wort um Wort um Wort*)

Für des Lateinischen Kundige: „Otto tonet mappam madidam.“
(*otto tonet mappam madidam*)